

Kammerspiele: „Biedermann und die Brandstifter“

## Es knirscht gefährlich im Gebälk



Am Anfang trägt er noch Anzug: Stefan Lorch als Fabrikant Gottlieb Biedermann, dem es an den Kragen geht. Dabei wollte er nur einmal gut sein. Hinten Nicola Lembach (liegend) und Henriette Schmidt.  
Foto: Staatstheater/Bühle

„Tschüss, Nürnberg!“ ruft Regisseur Christoph Mehler, der junge Kerl im schwarzen Leder, in den brausenden Schlussapplaus – und zeigt nicht die Rührung, die sein Abschied vom Staatstheater in ihm auslöst. Was er in seiner letzten Inszenierung am Haus aber einmal mehr zeigt, ist sein bezwingender Zugriff auf Stoffe und Spieler. Mit dem selbst Max Frischs „Biedermann und die Brandstifter“ wieder bedrohlich funkeln darf – als Sprachetüde und böses Endspiel.

Bei Biedermanns ist das Dach offen. Wie ein Gitter spannt sich das nackte Gebälk schwarz über die Bühne der Kammerspiele, bildet eine abweisende, alles blockierende Schräge. Wie soll man sich da bewegen? Nur wie ein Bergsteiger, oder eine Spinne, kann man darauf herumkraxeln oder eben von unten, durch eines der Löcher, den heillos alarmierten Kopf stecken. Wie bitte, schon wieder ein Hausierer vor der Tür? Weg mit dem Gesindel! Sind nicht sie es, die immer wieder Feuer legen in der Stadt? Aufhängen sollte man die, jawoll. Herr Biedermann kriegt einen dicken Hals, wenn er nur dran denkt. Aufhängen! krächzt er. Alle!

Erstaunlich, wie konsequent und konsistent Christoph Mehler in Nürnberg immer wieder hypnotisch dunkle Räume und Szenerien geschaffen hat – hier mit Jennifer Hörr –, die schnurstracks in den Wahn führen, ins Ende, in die Auslöschung. Als blicke man in die Köpfe der Akteure selbst, ins Gefängnis ihres Bewusstseins, das irr wird, heiß läuft, verglimmt. Hat es hier vielleicht gar schon gebrannt? Sehen wir nur noch Gespenster, die noch einmal im Dachstuhl spuken, eine Geisterstunde des gewesenen Bürgertums, rabenschwarz und grell blendend?

In seiner vorerst letzten Inszenierung am Staatstheater lässt Mehler,

die radikalste Kraft am Haus, Max Frischs Klassiker in atemberaubend kurzen 80 Minuten ablaufen: als grausames Uhrwerk des Untergangs, rhythmisch neu gestaltet und fast schon musikalisch als heftige kleine Spachoper aufgezogen. Ein straffes Grusical über bürgerliche Angst und Verblendung, schwitzend, hechelnd, schlotternd auf den gnadenlosen Siedepunkt gebracht.

Von der Generationen zum Gähnen reizenden Schullektüre zum frechen Remix: Mehler hat Frisch fast wie ein DJ gesampelt und rhetorisch rigoros, nun ja, aufgefrischt. Die Anleihen des Schweizer Autors beim antiken Drama wie bei Brecht, seinem stilistischen Vorbild, weitet er chorisch auf alle Rollen aus, lässt Sätze und Szenen wiederholen, spult im Stück vor und zurück. Da klingt kein Wort mehr echt, sondern wird Teil von Fassade, Verstellung, Selbstbetrug. Wenn Herr und Frau Biedermann „Menschlichkeit“ sagen, dann hüte man sich. Hier sprechen Monster.

## Es geht auch herzlos

Kaum zu überbieten, was Stefan Lorch als Titelfigur an eifernder, geifernder Panik in vergeblicher Selbsterhaltung aufbringt: Die Brille rutscht ihm vor Schweiß und gehässig zischender Erregung schier von der Nase. Die Frau an seiner Seite: ein rotperückiges Rüschentier, in dem man die grandiose Nicola Lembach kaum erkennt. Operettig wie die Parodie einer Elisabeth Volkmann übt sie Ballett, miaut nach Begattung und reißt sich vor Gram bald Haare, Zähne und das unnötige Herz heraus – ein schriller Ehe-Zombie, schon länger tot. Mehler mag es grotesk, die Vorlage bietet sich an.

Man muss also kein Mitleid haben, wenn das Schicksal hier klingelt und

sich nicht abweisen lässt. Pius Maria Cüppers und Daniel Scholz spielen die beiden Obdachlosen, die bei Biedermann, dem reichen Fabrikanten, Platz suchen – und finden. Das ist Cüppers? Aber ja: mit Nickelbrille, Naziglatze und kurzen Hosen eine umwerfend obszöne Erscheinung! Er und Scholz sind die so unscheinbaren Feuer- und Todesboten, zwei schlichte Schlächter, die einem in ihrer rächenden Dämonie auch bei Kafka begegnen könnten – oder als Cousins der banalen Killerjungs in Michael Hanekes Film „Funny Games“.

Funny – ist das allemal! Aber ebenso unerbittlich wie ein Gottesgericht. Dienstmädchen Anna, im strengen schwarzen Kostüm mit weißem Kragen eine Figur wie aus einer anderen Zeit, wispert im Hintergrund gar Verse aus der Offenbarung des Johannes. Henriette Schmidt – wie schön, sie nach langer Krankheit wieder zu sehen, und dazu in dieser Form! – ist das fiese kleine Orakel. Eine Art Seeräuber-Jenny, die nur auf das Ende der Herrschaft wartet. Und sich bereits erotisch zwischen die Eindringlinge schmiegt...

Man hat die Brandstifter, denen Biedermann geradezu selbstmörderisch auf den lächelnden Leim geht – ja, sogar die Zündhölzer reicht er ihnen freiwillig – schon als Gefahr von links wie von rechts gesehen, auf jeden Fall: politisch. Hier ist das „Lehrstück ohne Lehre“ ins Existenzielle verdichtet, als endzeitliche Parabel. Ein auf den Hund gekommenes Bürgertum biedert sich bei den Straßenköttern an – eine Verbrüderung ins Gemeine, die kollektive brutale Gewalt, wieder gesellschaftsfähig. Mit Schadenfreude sieht die Familie zum Schluss das Nachbarhaus brennen.

Wir weinen. Christoph Mehler, dieser Theaterbrandstifter, wird sein funkensprühendes Feuer in Zukunft woanders legen. *Wolf Ebersberger*